

Spengler, E.

Psychotherapie und das Bild vom Menschen

Ontologie, Erkenntnistheorie und wissenschaftliche „Objektivität“. 160 S. Daimon-Verlag, Einsiedeln, 2001. Brosch. EUR 14,30; sFr 25,-.

Um es grad vorwegzunehmen: Das Buch kommt mit seinem langen akademischen Titel und der nichtssagenden bunten Grafik auf pechschwarzem Hintergrund auf dem Titelblatt nicht gerade attraktiv daher. Man assoziiert fälschlicherweise langweilige philosophische Erörterungen, abgehobene schöngestigete Schreibe. Schade, wenn dieser erste äußere Eindruck jemanden vom Kauf und von der Lektüre dieses Buches abhielte.

Es ist nämlich ein klug geschriebenes Buch eines erfahrenen praktischen Psychotherapeuten, eines philosophisch geschulten Denkers und eines engagierten Politikers, eine Kombination, die in der Psychotherapeuten-Zunft rar ist und die fundierte Aussagen über die Verschränkung von Innen- und Außenwelt, um die es in der Psychotherapie immer geht, erwarten lässt.

Der Autor ist Lehranalytiker am C.G. Jung-Institut in Zürich, war einer der Mitbegründer und ehemaliger Präsident des Schweizer Psychotherapeuten Verbandes, 1994/95 auch Präsident der European Association for Psychotherapy. Das Buch ist eine Art Synthese seiner psychotherapeutischen und politischen Erfahrungen, weitergedacht zu grundsätzlichen Überlegungen zum psychotherapeutischen Denken und Handeln.

Spengler nimmt sich seine Aufgabe gründlich vor: Es geht ihm darum, grundlegende Aussagen über das der psychotherapeutischen Arbeit zugrundeliegende Menschenbild, über das die Psychotherapie leitende Wissenschaftsverständnis, über die in der Psychotherapie enthaltene Konzeption des menschlichen Seins zu machen. Er geht von der philosophischen Anthropologie Wilhelm Kellers aus, die das Spezifische des menschlichen Seins als das „Selbstsein“ begreift und damit die radikale menschliche Subjektivität zum Ausgangspunkt jeglichen Denkens, Handelns und auch Forschens nimmt. Psychotherapie ist in den Worten von Spengler „Seinstherapie“, sie braucht eine dem menschlichen Sein angemessene theoretische Grundlage. Weil die Psychotherapie nicht Anschauungen, Modellvorstellungen und Begriffe aus Bereichen der Naturwissenschaft oder der Biologie über die Phänomene menschlichen Seins stützen darf – sie würde damit die Erkenntnis des spezifischen Menschlichen verfälschen – darf sie sich laut Spengler auch nicht zur Teildisziplin einer anderen Wissenschaft – z.B. der Medizin oder der akademischen Psychologie – reduzieren lassen. Vielmehr muss sie als eigenständige Wissenschaft eine dem spezifisch Menschlichen angemessene Theoriebildung, Forschungsmethodik und Methodologie entwickeln.

Buchbesprechungen

Spengler ficht engagiert dagegen, dass die Psychotherapie „zur Magd der Psychologie“ degradiert wird und lässt vor dem Leser die berufs- und wissenschaftspolitischen Auseinandersetzungen in der Schweiz Revue passieren, die sich in den letzten zwanzig Jahren um diese Frage drehten.

Spengler wendet sich dann den wissenschaftlichen Kontroversen rund um die Psychotherapie zu: Wirksamkeitsforschung, Erkenntnistheorie, Hirnforschung und Psyche. Kenntnisreich informiert er den Leser über die wissenschaftliche Diskussion zu diesen Fragen, um argumentativ zwingend in eine seiner Kernaussagen einzumünden: Objektive Erkenntnis ist nicht möglich, Wirklichkeit ist immer ein Konstrukt. Er nimmt damit eine Position der empirischen Vernunft ein, die von Kant begründet worden ist und die auch aus meiner Sicht für die Psychotherapiepraxis und Psychotherapieforschung die einzig angemessene ist. Die psychotherapeutische Wissenschaft ist empirisch im Sinne, dass sie auf systematisch gesammelten und nachvollziehbar ausgewerteten Erfahrungsdaten beruht. Empirisch ist aber nicht zu verwechseln mit einer Unterwerfung unter die positivistisch-empiristische Erkenntnistheorie, die objektive Sinnesdaten als einzige Erkenntnisgrundlage akzeptiert und leugnet, dass unsere Erfahrung immer schon durch unsere Erkenntnis-kategorien (unseres Geistes, unseres Gehirns) prästrukturiert und präformiert ist.

Nach seiner erkenntnistheoretischen und wissenschaftlichen tour d'horizon verlässt Spengler den Bereich der Forschung und wendet sich der Ausgangsfrage nach der Spezifität des menschlichen Seins zu. Dies ist aus meiner Sicht das spannendste Kapitel, in dem Spengler seine Sicht des menschlichen Lebens und seine persönliche psychotherapeutische Behandlungsphilosophie entwickelt. Der Mensch will nach Spengler expandieren, er will sein Selbst in der Welt realisieren. Diese von innen nach außen gerichtete Kraft treibt den menschlichen Lebensprozess. Sie kann gehemmt sein in der Depression, sie kann überborden in destruktiver Aggression. Sie treibt den Menschen im guten Falle zur Selbstwerdung, zur Individuation. Hier zeigt sich Spengler einerseits gut verwurzelt in seiner psychotherapeutischen Orientierung, der Jungschen Analytischen Psychologie, aber auch souverän verankert in großer klinischer Erfahrung. Er zeigt die Folgen unterdrückter Expansivität in den vielfältigen neurotischen Symptomen oder psychosomatischen Leiden auf. Er untersucht in feiner Begrifflichkeit die vielen verschiedenen Facetten des geistig-seelischen Lebens der Menschen. Hier erweist er sich als gut geschulter Phänomenologe mit subtilem sprachlichen Sinn für präzise Unterscheidungen.

Damit hat der Autor das Fundament gelegt für seine Erörterungen der praktisch-

therapeutischen Aspekte. Ausgehend vom Leben als Selbstsein und vom Therapieziel als gerichteter und gesteuerter – d. h. weder blockierter noch enthemmter – Expansivität entwickelt er eine strategische Behandlungstheorie, die er spannend erläutert. Er gewährt gute Einblicke in seinen pragmatischen tiefenpsychologischen Therapiestil.

Drei Therapieverläufe runden das Buch ab. Sie zeigen die Balance zwischen der Arbeit an der unverstandenen Innenwelt und der Selbstverwirklichung in der Außenwelt auf lebendige Weise auf. Es sind keine „Star“-Therapien, sondern Therapien, wie wir sie alle in unseren Praxen kennen und durchführen. Spengler zeigt sich hier als lebensoffener Psychotherapeut, der seine Patienten nicht in abgehobene und abgeschirmte „Innenreisen“ führt, sondern sie unterstützt, ihre mangelhaft befreite und nicht gesteuerte Expansivität zu leben. Mir gefielen folgende Schlussätze über eine der drei Therapien besonders: „Kristin ist eine lebenshungrige Frau von 21 Jahren geworden. Nach meinem Gefühl braucht sie jetzt vor allem Erlebnisse, Erfahrungen mit den neu gewonnenen Möglichkeiten und nicht weitere Analyse. Deshalb beenden wir diese.“ Diese Haltung durchdringt das ganze Buch: Therapie soll immer der Entwicklung, der Progression, dienen. Regression darf nur ein Mittel dazu – nicht Selbstzweck oder gar neurotische Dauerbefriedigung – sein.

Markus Fähr, Zürich

Bökmann, M.B.F.

Systemtheoretische Grundlagen der Psychosomatik und Psychotherapie

10 Abb., XVII, 205 S.

Springer, Berlin Heidelberg, 2000.
Geb. EUR 49,95; sFr 70,50.

In diesem Buch gelingt es Martin Bökmann, Arzt und Soziologe, die systemtheoretischen Grundlagen der Psychosomatik und Psychotherapie in einer beeindruckenden Art und Weise aufzubereiten und zugänglich zu machen. Die ansonsten oft mühsam zu verstehenden Ausführungen Luhmanns kann er sehr plausibel und gut nachvollziehbar darstellen und mit den Theorien Heinz von Foersters, Spencer Browns, Maturanas und Varelas verknüpfen. Die Lektüre dieses Buches ist ein Genuss, wobei die immer wieder eingestreuten Beispiele aus dem medizinischen oder psychotherapeutischen Alltag für die nötige Würze sorgen.

Im 1. Kapitel legt er „die Theorie der Beobachtung“ als erkenntnisleitende Theorie dar. Beobachten ist eine unterscheidende und bezeichnende Operation. „Die zentrale Aussage der Theorie des Beobachtens besteht

drucken, der mit Hilfe einiger anschaulicher Fallbeispiele die praktische Relevanz der therapeutischen Grundvariable „Ressourcenorientierung“ noch einmal eindrucksvoll darlegt.

An Bruno Peters' Buch werden sich vermutlich die Geister scheiden, denn es ist eines jener wenigen Bücher, die tatsächlich das einlösen, was sie im Vorwort versprechen – und zwar im positiven wie im negativen Sinne: So schreibt Peters etwa in seinen einleitenden Worten, dass er „wie in einer Art Kaleidoskop zeigen [will, wie] ... das Geschäft des Heilens ... auch betrachtet ... werden kann“ und dabei „keinen Anspruch auf Vollständigkeit und Systematik“ (S. 3 f) erhebt. Treffender könnte er sein Buch gar nicht charakterisieren! Folglich hätte der Verlag meines Erachtens auch gut daran getan, den vom Autor im Vorwort erwähnten Titel „Ansichten eines therapeutischen Narren“ zu übernehmen, da dieser deutlich besser zum Ausdruck gebracht hätte, dass es sich bei dem Buch um die (fach-)literarisch angereicherten Ideen und Überlegungen eines erfahrenen Therapeuten und Supervisors handelt, nicht aber um eine systematische Analyse bestehender psychotherapeutischer Verfahren.

Auch Peters' vorab geäußerte Zweifel, ob es ihm gelingen sei, „die Regeln des akademischen Arbeitens einzuhalten“ (S. 4), stellen sich leider nur allzu schnell als sehr realistisch heraus: Kaum ein Zitat ist zweifelsfrei als solches zu erkennen, auf Seitenzahlangaben verzichtet der Autor gänzlich, und wengleich Quellen meist genannt werden, bleibt doch oft unklar, wer nun genau was gesagt hat! Die Chancen schließlich, eine im Text angeführte Arbeit auch tatsächlich im Literaturverzeichnis zu finden, liegen etwa bei fifty-fifty! Sollten Sie also in Erwägung ziehen, dieses Buch als Grundlage für eine Literaturrecherche – etwa zum Thema „Ressourcenorientierung“ oder „Humor“ – zur Rate zu ziehen, so dürfte es Ihnen in etwa so nützlich sein wie eine Diplom-Arbeit über die Beziehung von Donald Duck zu seinem Onkel Dagobert.

Das wissenschaftliche Arbeiten scheint Peters' Sache also nicht zu sein – das wird auch in dem (glücklicherweise sehr kurzen) Kapitel über „Kreativität und Ressourcen-sensibilität“ offenkundig, das sich mit seinem bemüht-theoretisierenden Duktus deutlich negativ vom Rest des Buches abhebt. Nein, stark ist Peters immer dann, wenn er – wie meist – den weisen Narren gibt und uns an seinen aus langjähriger therapeutischer Praxis gewonnenen Erfahrungen teilhaben lässt, an seinen „nährischen Interventionen“, seinem Balanceakt zwischen menschlichem Respekt und therapeutischer Respektlosigkeit oder seinem Wissen über das Theater und dessen Nutzbarmachung für die Psychotherapie.

Bruno Peters hat ein Buch über Psychotherapie geschrieben – und wie in einer Therapie kam ich mir auch oft beim Lesen vor: Es gab Höhen und Tiefen, Plattitüden und Geistesblitze, Momente, in denen ich das Gefühl hatte, mir würde aus dem Herzen gesprochen, und Passagen, in denen ich nicht verstand oder schlicht befremdet war. Es gab Phasen, in denen scheinbar gar nichts und dann plötzlich wieder ganz viel passierte. Es gab keinen offensichtlichen roten Faden und doch immer wieder den Rückbezug auf die entscheidenden Themen. Und es gab Emotionen: ich war berührt und erfreut, verärgert und frustriert, manchmal habe ich laut gelacht und genauso oft laut geflucht! Gegen Ende dann begannen die Dinge sich zu wiederholen (das ist durchaus wörtlich gemeint, denn die letzten 6 Absätze des Textes entsprechen fast identisch einem Abschnitt aus Seite 54f!), so dass ich mit dem Gefühl abschließen konnte, hier jetzt alles gelernt zu haben, was es zu diesem Zeitpunkt zu lernen gab!

Ob mir das Buch nun auch helfen wird bei meinen eigenen therapeutischen Hilfsversuchen? Ich weiß es nicht! Aber auf jeden Fall hat es mich bewegt – und das ist ja dann nicht weit entfernt von Peters' Erfolgs-Definition: „Ich habe Erfolg, wenn sich im System des Klienten etwas ‚bewegt‘, eine ‚Lösung‘ sichtbar wird“ (S. 109).

Björn Süfke, Bielefeld

Zur Rezension angebotene Bücher

Bohleber, W., Drews, S. (Hrsg.): Die Gegenwart der Psychoanalyse – die Psychoanalyse der Gegenwart. 611 S. Klett-Cotta, Stuttgart, 2001. Geb. EUR ₤ 25,-; sFr 44,60.

Brisch, K. H. et al. (Hrsg.): Bindung und seelische Entwicklungswege. Grundlagen, Prävention und klinische Praxis. 400 S. Klett-Cotta, Stuttgart, 2002. Geb. EUR ₤ 38,-; sFr 66,-.

Gruen, A.: Der Kampf um die Demokratie. Der Extremismus, die Gewalt und der Terror. 190 S. Klett-Cotta, Stuttgart, 2002. Geb. EUR ₤ 15,-; sFr 27,30.

Hinterhuber, Hartmann: Die Seele. Natur- und Kulturgeschichte von Psyche, Geist und Bewusstsein. 242 S. Springer, Wien New York, 2001. Geb. EUR 29,80; sFr 52,-.

Hofmann, C.: Achtsamkeit. Anleitung für ein sinnvolles Leben. 380 S. Klett-Cotta, Stuttgart, 2002. Geb. EUR ₤ 17,-; sFr 30,90.

Jürg, W.: Psychologie der Liebe. Persönliche Entwicklung durch Partnerbeziehungen. 330 S. Klett-Cotta, Stuttgart, 2002. Geb. EUR ₤ 19,-; sFr 34,40.

Lorenzer, A.: Die Sprache, der Sinn und das Unbewußte. Psychoanalytisches Grundverständnis und Neurowissenschaften. 240 S. Klett-Cotta, Stuttgart, 2002. Geb. EUR ₤ 25,-; sFr 44,60.

Nissen, G.: Seelische Störungen bei Kindern und Jugendlichen. Alters- und entwicklungsabhängige Symptomatik und ihre Behandlung. 440 S. Klett-Cotta, Stuttgart, 2002. Geb. EUR ₤ 40,-; sFr 69,-.

Reich, G., Cierpka, M. (Hrsg.): Psychotherapie der Essstörungen. Krankheitsmodelle und Therapiepraxis – störungsspezifisch und schulübergreifend (Lindauer Psychotherapie-Module). 15 Abb., 280 S. Thieme, Stuttgart, 2001. Brosch. EUR ₤ 40,39; sFr 69,90.

darin, dass die Unterscheidung im Moment ihrer Verwendung nicht bezeichnet wird“ (S. 1). Heinz von Foerster (1985) identifiziert daher die Entscheidung als den *blinden Fleck* der Beobachtung. Der Realitätsbegriff wird durch den rekursiven Vollzug der Operation des Beobachtens definiert, aufbauend auf die Unterscheidung von Beobachtung erster und zweiter Ordnung sowie der Dimension Zeit. Die hier vorgestellte Erkenntnistheorie argumentiert nicht ontologisch, sondern knüpft an Unterscheidungen und Markierungen eines Beobachters an, die in der Zeit beobachtet werden. Daher ist es notwendig, ein System vorauszusetzen, das sich selbst aus der Umwelt differenziert und über einen Zeitraum existiert und beobachten kann. Bökmann definiert ontologisches Denken und setzt es in den Kontext der geschichtlichen Entwicklung. Die ontologische Leitdifferenz von Sein/Nichtsein soll nach Luhmann durch die Unterscheidung von Innen/Außen oder Selbst- und Fremdreferenz ersetzt werden.

Im 2. Kapitel beschreibt Bökmann eine allgemeine Theorie selbstreferentieller Systeme, die sich als eine Systemtheorie versteht, die Selbstbezüglichkeit und Fremdbezüglichkeit, Selbstreferenz und Fremdreferenz reflektiert. Er sieht den Paradigmenwechsel in der Anwendung der Theorie der Beobachtung auf Systeme und nicht in der Beschreibung von Systemen. Der Autor widmet sich dann wichtigen Unterscheidungen wie der Differenz von System und Umwelt, sowie von Element und Relation, dem Verständnis von Selbstreferenz und Autopoiesis, sowie den Konsequenzen für die Erkenntnistheorie.

Im 3. Kapitel wird eine Antwort auf folgende Fragen gesucht: Wie können soziale Systeme entstehen? Worin liegt der Nutzen, soziale Systeme als eigenständige und autopoietische Systeme zu beschreiben? Was sind die Strukturen sozialer Systeme? Hier wird die sehr komplexe Theorie über soziale Systeme Luhmanns in eine nachvollziehbare und verständliche Sprache gebracht und deren Bedeutung für das berufliche Handeln als Psychotherapeutin oder klinische Psychologin offensichtlich.

Das 4. Kapitel beschäftigt sich mit dem Thema „Bewusstseinssysteme“. Bewusstsein könnte zum Beispiel verstanden werden als ein „System zur Ermöglichung von Zeitunterschieden“ (S. 65). Die Letztelemente des Bewusstseinssystems sind Gedanken und Vorstellungen, letzere definiert als beobachtete Gedanken. Bökmann versucht das Beobachtungskonzept auf das Bewusstsein zu übertragen. Dabei führt er immer wieder konkrete Bezüge zu Psychotherapie und Beratung an, zeigt Möglichkeiten auf, wie die Theorie in Praxis umgesetzt wird, auch anhand von einprägsamen Beispielen. Im letzten Abschnitt widmet sich Bökmann dem Unbewussten, das er als zur Umwelt des Bewusstseins gehörig sieht. „Das Unbewusste ist die in der Gegenwart wirkende Struk-

tur, die in der Vergangenheit entstanden ist. Das Unbewusste sind die in der Zukunft liegenden Erwartungen“ (S. 89).

Im 5. Kapitel wird unter dem Thema „Strukturelle Koppelung autopoietischer Systeme“ der Frage des Zusammenwirkens von geschlossenen Systemen nachgegangen, welche besonders für die Psychosomatik von Relevanz ist. Bökmann formuliert hier auch eine allgemeine Theorie der strukturellen Koppelung nach Luhmann. Das Zentralnervensystem wird als ein autopoietisches System beschrieben. In einer Kurzdarstellung wird das Gehirn-Geist-Problem in der Diskussion der Neurobiologie und Philosophie angerissen und der Sicht der Systemtheorie gegenübergestellt.

Im 6. Kapitel mit der Überschrift „Psychoneuroimmunologie“ werden sowohl die Auswirkungen des Immunsystems auf das Bewusstseinssystem geschildert als auch der Einfluss auf das soziale System, d.h. es wird der Frage nach strukturellen Koppelungen von biologischen Systemen, Bewusstseinssystemen und sozialen Systemen nachgegangen. Ein Abschnitt ist den anatomischen und physiologischen Grundlagen gewidmet, was für Nichtmediziner besonders hilfreich ist, um die nachfolgenden Untersuchungen besser verstehen zu können. Verschiedene Untersuchungen mit Tieren sowie Menschen werden dargestellt, z.B. Zum Thema „Stress und chirurgische Ergebnisse“ oder „Trennung vom Partner“, und die Ergebnisse aus systemtheoretischer Sicht besprochen. Besonders interessant sind die Ausführungen über die Wirkungen psychosozialer Interventionen nicht nur auf Affekte und Einstellungen von PatientInnen, sondern auch auf das Immunsystem. Diese Einflussnahme ist keine direkte oder gezielte, sondern nimmt den Weg durch das Nadelöhr struktureller Koppelung.

Das 7. Kapitel beschäftigt sich mit der Evolutionstheorie, wobei – nach Luhmann (1984) – eine Theorie der Evolution eine Theorie der Veränderung von Systemen ist. Als Leitfaden gilt die Frage nach dem *Wie* der Veränderung und nicht nur die Frage nach deren Resultaten. Zentrale Begriffe, die erklärt werden, sind dabei Selektion, Variation und Restabilisierung. In Therapie und Beratung wird dem Klienten nahe gelegt, Varianten der Kommunikation auszuprobieren; er wird eingeladen, seine Unterscheidungen zu ändern. Die Evolutionstheorie ist keine Theorie des Fortschritts; sie kann nur erklären, wie komplexere Systeme entstehen und vergehen.

Im 8. Kapitel wird eine systemische Theorie des Gedächtnisses dargestellt, nach der Gedächtnis als eine immer nur gegenwärtig benutzte Funktion bezeichnet wird, die alle Operationen des Systems hinsichtlich ihrer Vereinbarkeit mit der vom System konstruierten Realität prüft. Die Gedächtnistheorie hat den Zeitbegriff zur Voraussetzung: Um Objektpermanenzen zu erzeugen, muss ein System in der Lage sein, seine Beobachtun-

gen zu wiederholen. Diese Wiederholung kann zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Umständen stattfinden. Dies erzeugt einen Doppelleffekt, den Luhmann George Spencer Brown folgend als *Kondensierung* und *generalisierende Konfirmierung* beschreibt. Kondensierung bezeichnet etwas Bestimmtes, das aus der Fülle des gleichzeitig Aktuellen hervorgehoben wird und wieder erkannt und somit wieder bezeichnet werden kann. Die mehrmalige Anwendung des Begriffs in verschiedenen Kontexten und Sinnbezügen reichert den Begriff an und wird als generalisierende Konfirmierung bezeichnet. Gedächtnis fungiere als Ersatz für mangelnde Kontrolle. Nach Heinz von Foerster kontrolliert es, von welcher Realität aus das System in die Zukunft blickt.

Das 9. Kapitel widmet der Autor der systemischen Therapie, wobei es auch um eine Darstellung der Entwicklung einzelner Stränge dieser Therapiemethode geht: die strukturelle Familientherapie (mit der Ebene der Beobachtung 1. Ordnung), die strategische Therapie, die systemische biopsychosoziale Medizin, die lösungsorientierten systemischen Therapie nach Steve de Shazer und Insoo Kim Berg, die ressourcenorientierten systemische Therapie, die auf dem Konzept von Milton Erickson basiert, und zur systemischen Therapie aus der Sicht selbstreferentieller Systeme.

Das 10. Kapitel beschäftigt sich mit „systemischer Hypnose“, eine interessante Idee der Verknüpfung von Hypnotherapie und systemischer Therapie.

Das Buch besticht auch durch seine Übersichtlichkeit und verständliche Sprache. Ich denke, es ist eine Pflichtlektüre für alle systemisch arbeitenden Kollegen und Kolleginnen, besonders für jene in Ausbildung kann es eine gute Unterstützung sein. Als Resümee schließe ich mich dem Autor an, der im Schlusswort schreibt: „Ich habe mir erlaubt, Einladungen auszuteilen, systemische Unterscheidungen und Bezeichnungen zu benutzen, um die Vorteile der differenzierenden und integrierenden Sicht zu genießen.“

M. Brigitta Beghella, Salzburg

Dammann, G., Janssen, P.L. (Hrsg)

Psychotherapie der Borderline-Störungen

Krankheitsmodelle und Therapiepraxis – störungsspezifisch und schulenübergreifend (Lindauer Psychotherapie Module). 6 Abb., XII, 281 S. Thieme, Stuttgart, 2001. Brosch. EUR (D) 39,95; sFr 69,20.

Im vorliegenden Buch werden unterschiedliche, teils auch divergierende Krankheitskonzepte und Behandlungsmodelle dargestellt und auch miteinander verbunden. Neben den zwei störungsspezifischen manualisierten Methoden, der Übertragungsfokussierten Therapie nach Kernberg, Clarkin und Mitar-

beitern (transference focused psychotherapy, TFP) und der Dialektisch-Behavioralen Therapie (DBT) nach Linehan, finden sich gesprächspsychotherapeutische, systemische Beiträge und der Ansatz der imaginativen Traumatherapie von Reddemann. Weitere Kapitel widmen sich Problemen der stationären Psychotherapie, der Krisenintervention, dem Behandlungsvertrag und der Behandlung von Kindern und Jugendlichen. Hans-Peter Kapfhammer gibt einen erfreulich kritischen und differenzierten Einblick in die (begrenzten) Möglichkeiten psychiatrischer und psychopharmakologischer Maßnahmen.

Zunächst liefert Paul Janssen einen Abriss der Entwicklung des Begriffs „Borderline“. Das Wort entstand in Abgrenzung zur (schizophrenen) Psychose. Gemeint waren Patienten, die offensichtlich schwer gestört, aber nicht wirklich „verrückt“ waren. (Später wurde daraus die Borderline-Schizophrenie, die heute als Schizotypie Störung kodiert wird.) Mittlerweile wissen wir, dass es sich bei der Borderline-Störung um eine eigene Entität handelt, Gemeinsamkeiten werden heute eher mit bipolaren affektiven Störungen, Zwangsstörungen und der Posttraumatischen Belastungsstörung gesucht. Kernberg wird das Verdienst zugeschrieben, als erster ein eigenständiges Syndrom beschrieben zu haben. Er spricht von Borderline-Persönlichkeitsorganisation und definierte, auf Melanie Klein fußend, psychodynamische Merkmale wie Spaltung, primitive Projektionen, Identitäts- und Objektdiffusion, Entwertung und Idealisierung und Somatisierung bei erhaltener Realitätsprüfung.

Der Bezug zur Separations-Individualisationstheorie Mahlers, wonach die Borderlinestörung sich in der misslingenden Wiederannäherungsphase entwickelt, wird zu Recht in Frage gestellt, basiert doch die Mahlersche Theorie auf Annahmen zur gesunden Kindesentwicklung, die von der psychoanalytischen Säuglingsbeobachtung nicht bestätigt wurden.

Leon Wurmser lehnt den Begriff „Borderline“ in seinem Beitrag überhaupt ab, er spricht von schweren Neurosen. Schon Freud habe die Psychoanalyse als Therapie schwerer Störungen bezeichnet. Der Begriff „Borderline“ sei überflüssig und stigmatisierend. Darüber hinaus sieht er im Spektrum der Borderline-Störungen mehr Unterschiede als Gemeinsames. Wurmser scheint dabei den Begriff in seiner alten, historischen Bedeutung zu verwenden.

Er betont die Bedeutung traumatogener Affekte, deren Überflutung Scham auslöse. Die charakteristischen Impulshandlungen sieht er als Versuch, das Gefühl der Kontrolle und damit der psychischen Unversehrtheit wieder herzustellen.

Michael Ermann gelingt es in seinem Beitrag, erlebensnahe ein zentrales Problem der Behandlung von Borderlinepatienten zu benennen. Er betont die Notwendigkeit, die beim Therapeuten entstehende Konfusion

(und auch die Kastration) auszuhalten und spricht vom Gegenübertragungswiderstand.

Gerhard Dammann stellt fünf Borderline-Theorien gegenüber: Das psychodynamische Modell Kernbergs, das von Linehan entwickelte verhaltenstherapeutische, das von der Annahme ausgeht, es handle sich um eine primär biologisch bedingte Störung, bei deren Bewältigung den Patienten geholfen werden müsse; weiters die These, es handle sich im Wesentlichen um eine chronische posttraumatische Belastungsstörung. Fonagy's Ansatz einer „theory of mind“, verbunden mit Erkenntnissen der Bindungsforschung, betont die Bedeutung des containings. Der Therapeut müsse dem Patienten mitteilen, was in ihm (dem Patienten) vor sich gehe, damit dieser das hilfreiche, tröstende Objekt integrieren könne. Und schließlich wird eine Theorie zitiert, die in der Borderline-Störung und ihrer zunehmenden Häufigkeit eine Spielart der Hysterie sieht. So unterschiedlich die Konzepte, so unterschiedlich scheinen die Patienten, die beschrieben werden. Das ähnlich „borderlinig“ Annutende zweier unterschiedlich imponierender Fallvignetten findet in den diagnostischen Kriterien nach DSM-IV seinen Niederschlag. Dammann stellt damit überzeugend sowohl Unterschiedlichkeiten als auch Gemeinsamkeiten der Borderline-Störungen dar. Clarkin wird zitiert, der in Untersuchungen 3 Cluster isolieren konnte: Patienten mit gravierenden affektiven Störungen, solche mit prominenter Identitätsdiffusion und eine dritte Gruppe mit stark impulsivem Verhalten. Eine in New York von Clarkin und Mitarbeitern durchgeführte und laufende Therapiestudie vergleicht TFP, DBT und eine psychodynamisch orientierte stützende Therapieform. Erste Ergebnisse zeigen interessanterweise, dass in allen drei Gruppen 2/3 der Patienten von der Behandlung profitieren. Man darf gespannt sein, welchem Patienten man in Zukunft welche Methode empfehlen wird können.

Präsentiert wird auch statistisches Material: 60% der Patienten brechen bei nicht störungsspezifischen Therapien die Behandlung innerhalb der ersten sechs bis acht Wochen ab. Bei der von Clarkin, Kernberg und Mitarbeitern manualisierten Übertragungsfokussierten Therapie brachen im Rahmen einer Begleituntersuchung 30% der Patienten ab. Insgesamt wird die Suizidrate mit 10% angegeben, was die Erkrankung in die Gruppe der psychischen Störungen mit der höchsten Letalität verweist (mit Schizophrenie und Anorexie).

In Forschung und Entwicklung geeigneter Behandlungen von Borderline-Patienten hat sich viel getan. Dieses Buch gibt einen differenzierten und profunden Überblick, wenn auch nicht alle therapeutische Schulen zu Wort kommen. Die Beiträge sind von kompetenten Experten verfasst, was der intellektuellen Freude an der Lektüre zugute kommt.

Bernhard Brömmel, Wien

Bronisch, T., et al.

Krisenintervention bei Persönlichkeitsstörungen

Therapeutische Hilfe bei Suizidalität, Selbstschädigung, Impulsivität, Angst und Dissoziation (Leben lernen 137). 217 S. Pfeiffer bei Klett-Cotta, Stuttgart, 2000. Brosch. EUR 120,-; sFr 36,10.

In diesem Buch nähern sich die fünf AutorInnen von jeweils eigenen unterschiedlichen Spezialgebieten dem Thema der Krisenintervention bei Persönlichkeitsstörungen: Martin Bohus und Christine Unckel schreiben über selbstschädigende und impulsive Verhaltensweisen, Luise Reddemann über Angst und Dissoziation, Matthias Dose zu Pharmakotherapie und über juristische Aspekte sowie Thomas Bronisch über Suizidalität. Hinsichtlich der psychotherapeutischen Orientierung gehören zwei der AutorInnen zur Tiefenpsychologie, drei zur Verhaltenstherapie.

Das erste Kapitel widmet Thomas Bronisch der Diagnostik von Persönlichkeitsstörungen. Er beginnt mit Definitionen aus dem Umfeld von Persönlichkeit (wie z.B. Temperament, Charakter) und Persönlichkeitsstörungen auf einem psychoanalytischen Hintergrund. Ausführlich werden Persönlichkeitsstörungen nach dem ICD 10 und DSM IV bzw. DSM III R beschrieben und definiert. Die Psychoanalyse schließt weitere Diagnosen in die der Persönlichkeitsstörungen ein, die in diesen Klassifikationssystemen in andere Diagnosegruppen verschoben wurden. Als weiteres Schema bezieht er sich auf in Amerika entwickelte drei Cluster, bei dem zur Gruppe A paranoide, antisoziale und schizotypische Persönlichkeitsstörungen zählen, zu B histrionische, narzisstische, antisoziale und Borderline-, zu C selbstunsichere, abhängige und zwanghafte Persönlichkeitsstörungen. Charakteristische Merkmale der drei Cluster werden angeführt.

Im 2. Kapitel führt Thomas Bronisch Grundsätzliches zur psychotherapeutischen Krisenintervention aus. Er betont die Wichtigkeit der Unterscheidung zwischen Krisenintervention und psychotherapeutischer Behandlung, zwischen Psychotherapie, Pharmakotherapie und sozialtherapeutischer Maßnahme, zwischen ambulanter und stationärer Therapie. Anhand einer Tabelle stellt er die Unterschiede zwischen den psychodynamischen Therapien und der Verhaltenstherapie dar, wobei er darauf hinweist, dass in der konkreten praktischen Arbeit vor allem in der Krisenintervention es zu Überschneidungen kommt. Genau werden die diagnostischen und die therapeutischen Schritte aufgezeigt und durch eine ausführliche Falldarstellung erläutert.

Im 3. Kapitel geht es um das Thema „Suizidalität“, auch von Thomas Bronisch geschrieben. Er beginnt mit der Definition von Suizidalität und versucht eine Klärung der

Begriffe Suizidideen, Suizidversuche und Suizide. Auch grenzt er davon klar selbstschädigendes Verhalten wie Alkohol-, Medikamenten- oder Drogenabhängigkeit, Magersucht sowie gefährliche sportliche Aktivitäten mit hohem Risiko für Leib und Leben ab. Er teilt Suizidversuche nach Feuerlein (1971) in 1. parasuizidale Pause, 2. parasuizidale Geste und 3. parasuizidale Handlung ein. Anhand eines Fallbeispiels wird die Bedeutung der Einschätzung der Ernsthaftigkeit eines Suizidversuches anschaulich gemacht. In einer weiteren Tabelle werden die Indikatoren für akute Suizidalität aufgelistet. Risikofaktoren, einschließlich jenes eines erneuten Suizidversuches, sowie Motive und Bedeutungsmöglichkeiten werden angeführt. Bronisch nennt sieben Grundsätze der Krisenintervention bei suizidalen PatientInnen und führt Probleme des Therapeuten im Umgang mit suizidalen PatientInnen an. Diese ersten Seiten des 3. Kapitels können als eine allgemeine Einführung in die Thematik der Suizidalität gesehen werden. Im Weiteren bezieht Bronisch sich nun auf die Krisenintervention bei Persönlichkeitsstörungen mit hohem Suizidrisiko, zu denen er die Borderline- und antisoziale Persönlichkeitsstörung zählt, sowie die narzisstische und depressive. Die Kriterien für die gerade genannten Persönlichkeitsstörungen werden anhand des DSM IV aufgezeigt, sowie anhand von Fallgeschichten verdeutlicht. Hilfreich sind Hinweise, worauf beim therapeutischen Vorgehen geachtet werden soll, bzw. welche Charakteristika bei den PatientInnen besonders berücksichtigt werden sollten, wie z.B. die Impulsivität der Handlung bei PatientInnen mit Borderline-Persönlichkeitsstörung, welche das Verhalten unvorhersehbar und wenig steuerbar für PatientIn und Therapeuten machen. Als nächstes beschäftigt sich Bronisch mit dem chronisch suizidalen Patienten, zu denen er nicht nur PatientInnen zählt, die wiederholt Suizidversuche unternommen haben, sondern auch PatientInnen, die über längere Zeiträume hinweg Suizidideen haben. Er führt 6 Punkte an, die in der psychotherapeutischen Betreuung solcher PatientInnen beachtet werden sollten.

Martin Bohus und Christine Unckel widmen das 4. Kapitel der Krisenintervention bei PatientInnen mit Borderline-Persönlichkeitsstörung und selbstschädigendem Verhalten. Gleich in der Einleitung weisen sie auf die Gefahr hin, dass HelferInnen zu Aktionismus oder Bagatellisierung bei dieser Problematik neigen können, was zu einer Erhöhung der Suizidalität führen kann. In einem sehr hilfreichen Diagramm stellen sie die ersten Orientierungsschritte für den Erstkontakt mit einem dem Helfer unbekanntem Patienten im Rahmen einer Krisenintervention bei Selbstschädigung dar. Anschließend werden die einzelnen Schritte, auch anhand von Fallbeispielen, verdeutlicht. Die Behandlung orientiert sich an der „Dialektisch-Behavioralen Therapie“ (DBT), die von Linehan in den 70er Jahren zur Therapie von

chronisch suizidalen PatientInnen entwickelt wurde. Das Konzept der DBT wird dargestellt; es erscheint sehr klar und gut nachvollziehbar. Die AutorInnen geben auch praktische Orientierungshilfen zur Krisenbewältigung.

Das 5. Kapitel beschäftigt sich mit dem Thema „Umgang mit unkontrollierter Aggressivität und dissoziativen Erregungsphänomenen“. Martin Bohus und Christine Unckel verdeutlichen das therapeutische Vorgehen sehr praktisch und detailliert anhand von drei Problembereichen: der Umgang in der Akutsituation, der Umgang mit dem Betroffenen nach der Akutsituation und dem Umgang mit den Opfern oder Augenzeugen nach der Akutsituation.

Im 6. Kapitel geht es um das Thema „Angst bei Persönlichkeitsgestörten Menschen“, die sowohl als Signalangst als auch als Zeichen von traumatischer Angst auftritt. Luise Reddemann weist besonders darauf hin, dass Menschen in Krisen dazu bewegt werden sollen, sich von dem, was sie im Augenblick belastet, zu distanzieren. Die Autorin führt verschiedene Distanzierungstechniken an, darunter auch die „Arbeit mit dem inneren Kind“. Dies wird anhand eines ausführlichen Fallbeispiels dargestellt. Selbstmanagement und Selbstberuhigung sind wichtige Konzepte, ebenso die Wertschätzung der Selbstheilungskräfte. Prinzipien für die Arbeit mit Menschen, die unter Extrembelastungen stehen, werden angeführt, ebenso Tipps für laufende Therapien, in denen dissoziative Phänomene auftauchen, oder Therapien bei panikartigen Ängsten. Die Interventionstechnik Luise Reddemanns orientiert sich an Fürstenau (1994), der vorschlägt, „psychoanalytisch zu verstehen, aber dann ressourcenorientiert systemisch bzw. hypnotherapeutisch zu intervenieren“ (S. 143).

Das 7. Kapitel widmet Luise Reddemann der Dissoziation, die besonders häufig bei Persönlichkeitsstörungen, und hier insbesondere bei Borderline-Störungen, auftritt. Der Begriff wird definiert, häufige klinische Bilder dissoziativer Phänomene, einschließlich einer Amnesie anhand eines Fallbeispiels, sowie von Impulsdurchbrüchen werden dargestellt. Als nächstes werden die Schritte beim Dissoziationsstopp während der Behandlung angeführt. Die Autorin erachtet es als klinisch sinnvoll, davon auszugehen, dass dissoziatives Verhalten mit traumatischen Erfahrungen zu tun hat. Die Borderline-Persönlichkeitsstörung besitzt eine hohe Komorbidität mit der dissoziativen Identitätsstörung, was sich dadurch zeigen kann, dass Therapeuten in einer therapeutischen Sitzung plötzlich mit einem sogenannten „Switch“ konfrontiert werden, wenn sie mit einer Borderline-Patientin an Inhalten arbeiten, die mit einem Trauma assoziiert werden. Es wird ein Vorgehen bei Verdacht auf dissoziativen Identitätsstörungen vorgeschlagen, ebenso für Depersonalisation und Derealisation, sowie bei Flash-

backs. Dieses Kapitel eignet sich meiner Meinung nach gut zur Selbstsupervision in der therapeutischen Arbeit mit traumatisierten Menschen, bzw. Borderline-PatientInnen.

Matthias Dose stellt im 8. Kapitel die pharmakologische Behandlung bei Krisenintervention dar, wobei er die verschiedenen Psychopharmaka und deren Einsatzmöglichkeiten erläutert. Die Medikamente werden in Tabellen – auch unter den Handelsnamen – mit ihren Wirkungen aufgelistet. Das Thema einer pharmakologischen Krisenintervention fällt in die Zuständigkeit von Psychiatern, trotzdem kann es gut als Information für PsychotherapeutInnen ohne Facharztkenntnisse genutzt werden.

Das 9. Kapitel widmet Matthias Dose juristischen Aspekten, wie dem Behandlungsvertrag und der Einwilligungsfähigkeit. Leider bezieht sich der Autor nur auf die bundesdeutschen Verhältnisse, hier wäre es sehr interessant, dieses Thema auf der Grundlage österreichischer Rechtsprechung dargestellt zu erhalten.

Das Buch bietet einen guten Überblick zum Thema Krisenintervention bei Persönlichkeitsstörungen, leider fällt der allgemeine Teil, der sich nicht nur auf diese Störungsbilder bezieht, teilweise zu umfangreich aus. Für die Praxis lassen sich einzelne Kapitel gut zur Vorbereitung von Therapiesitzungen oder Reflexion des eigenen Handelns bei Kriseninterventionen nutzen.

Literatur

- Feuerlein W (1971) Selbstmordversuch oder parasuizidale Handlung? Tendenzen suicidalen Verhaltens. *Nervenarzt* 3: 127–130
- Fürstenau P (1994) Entwicklungsförderung durch Therapie. *Grundlagen Psychoanalytisch-systemischer Psychotherapie*, 2. Aufl. Pfeiffer bei Klett-Cotta, Stuttgart

M. Brigitta Beggella, Salzburg

Geißler, P. (Hrsg.)

Über den Körper zur Sexualität finden

(Edition Psychosozial), 329 S. Psychosozial Verlag, Gießen, 2001. Brosch. EUR (D) 25,90; sFr 46,-.

Körper und Sexualität: grundsätzliche, zentrale Aspekte des Mensch-Seins, die wechselseitig einander bedingen und untrennbar miteinander verknüpft sind. Art und Ausmaß dieser Verknüpfung – die in manchen Fällen psychischer Störung mitunter sogar besser als Nicht-Verknüpfung/Spaltung charakterisiert werden könnte – sind oft Ausgangspunkt für die Konsultation eines Psychotherapeuten und werden auch dann in vielen Fällen im Verlaufe einer Therapie explizit thematisiert, wenn die ursprünglich angesprochene Problematik sich nicht um diese

Themen bewegte. Von all diesen Aspekten handelt der vorliegende Band, der Vorträge des 2. Wiener Symposiums „Psychoanalyse und Körper“ vereinigt.

Auch in diesen Vorträgen kommt die Tatsache zum Ausdruck, dass der Umgang mit Körper und Sexualität in der Psychotherapie vor dem Hintergrund der Psychotherapie-Entwicklung seit Freud nach wie vor eines der „heißeren“ Themen darstellt, was einerseits in der Natur der Sache liegen und andererseits durch die Theorieentwicklung bedingt sein dürfte: einer differenzierteren Sicht des Abstinenzbegriffs und neuen Vorstellungen davon, was die Wirkung von Psychotherapie ausmacht – angestoßen durch die rezenten Erkenntnisse aus dem Bereich der Säuglings- und Kleinkindforschung – steht immer noch der gewachsene Fels der Freudschen Triebtheorie gegenüber. Berücksichtigt man nun auch noch das breite Feld der Theoriebildung im Bereich der Objektbeziehungstheorien und die reichen Erfahrungen der körperorientierten TherapeutInnen seit Ferenczi und Reich, erklärt sich die Vielfalt der Ansätze und Herangehensweisen, die in diesem Band vorgestellt werden. Es ist demgemäß ein buntes Buch geworden, das neben ausführlichen Falldarstellungen auch ein intensives Bemühen um die theoretische Formulierung der Wirkmechanismen des therapeutischen Geschehens unter Einbeziehung des Körpers darstellt – ein Bemühen, das in allen Beiträgen dieses Bandes zum Ausdruck kommt.

Vor allem in den Beiträgen von Peter Geißler – einer der Initiatoren des Symposiums – empfindet man bei der Lektüre den Willen zur theoretischen Durchdringung und Begriffsbildung, wobei Geißler immer wieder den Bogen von der eigenen therapeutischen Arbeit über die Säuglingsforschung bis hin zur körpertherapeutischen Theorie und Praxis spannt. Ihm gelingt die Zusammenschau, und das macht auch mit den Reiz und die Lebendigkeit überhaupt des ganzen Buches aus.

Gisela Worm verleiht in ihrem Beitrag „Psychotherapie – eine erotische Beziehung?“ der Überzeugung Ausdruck, dass in der Therapie neben der Elternebene auch die erotisch-sexuelle Ebene ihren Platz hat und als unmittelbares Erlebnisfeld nicht verschwinden darf, wobei ihr speziell – aber nicht nur – für die körpertherapeutische Arbeit eine klarere Unterscheidung zwischen Erotik und Sexualität als grundlegend wichtig erscheint, zusammen mit klärender Selbsterfahrung seitens des Therapeuten.

Siegfried Bettighofer beschreibt in seinem Beitrag zunächst die Position und den Umgang mit der Sexualität in den Hauptströmungen der Psychoanalyse und stellt in der Folge seine Sicht der Dinge dar. Er tut dies in Form von Thesen, die er mittels eines psychoanalyse-historischen Exkurses, aber auch anhand markanter Beispiele aus dem eigenen Erleben, sowohl als Analysand wie auch als Psychoanalytiker, zu verdeutlichen

und zu untermauern versucht. Er plädiert für einen interaktionellen Übertragungsbegriff, der interpersoneller Bezogenheit den entsprechenden Platz einräumt und damit den angesprochenen Themen eher gerecht werden dürfte, als das klassische Übertragungskonzept – der aber auch neue Anforderungen an den Therapeuten stellt.

In dem Buch finden sich auch sehr „erlebensnahe“ Beiträge – was nicht heißen soll, dass die oben angerissenen Arbeiten das nicht auch wären: während Günter Heisterkamp in seinem Beitrag „Die Lust des coeundi und exeundi“ den sexuellen Handlungsdialog in seiner Polarität von Zusammenkommen und Auseinandergehen beschreibt und dabei noch eher deskriptiv-reflektierend vorgeht, begibt sich Tilmann Moser einmal mehr in seinem Essay „Kann man über Geilheit unter Gebildeten öffentlich sprechen?“ in der ihm eigenen Weise sehr unmittelbar in die Thematik, und es gelingt ihm einmal mehr, die Balance zwischen informativem Exkurs und lustvollem, vor allem aber auch sehr persönlichem Erzählen zu halten.

Es gäbe noch viel über diese und die übrigen Beiträge dieses Bandes zu sagen – sämtliche Texte legen Zeugnis davon ab, dass eine zunehmend intersubjektive und damit auch dynamischere Auffassung von Abstinenz und Übertragung ein wirkungs- und verantwortungsvolles therapeutisches Handeln körpertherapeutischer Art ermöglicht und dass der Dialog zwischen den Vertretern nicht-körperorientierter Ansätze und den analytisch-körpertherapeutisch arbeitenden Kollegen zunehmend wechselseitig verläuft und von gegenseitigem Verstehen, Respektieren und Interesse geprägt ist.

Insgesamt bietet das Buch eine lebendige, vielfältige und bereichernde Lektüre und legt in einer Art und Weise Zeugnis von einem Klima der Begegnung auf der Tagung ab, dass man sich beim Lesen wünscht, am Symposium teilgenommen zu haben – aber es gibt ja ein nächstes Mal!

Herwig Hinterhofer, Wien

Geißler, P.

Mythos Regression

Bibliothek der Psychoanalyse. 336 S.
 Psychosozial-Verlag, Gießen, 2001. Brosch.
 EUR (D) 35,50; sFr 62,50.

Manchmal kommt es einem vor, als ob man auf ein Buch gewartet hätte: sich nicht mühsam in verschiedenen Publikationen den Regressionsbegriff „heraussuchen“ müssen – sondern eine angenehm lesbare Literatur-Übersicht vorgelegt zu bekommen. Dennoch, soviel sei verraten, verzichtet der Autor nicht auf eigene Stellungnahmen.

Peter Geißler – selbst auch ein Theoretiker – bietet eine sehr genau recherchierte Arbeit, versucht die unterschiedlichen Gebrauchsweisen des Begriffes, die „ungeheure Verwir-

rung“, die George Downing in seinem Vorwort erwähnt, zu ordnen und zu klären. Die Verbindung mit der Säuglings-/Kleinkindforschung gibt dem Band zusätzlich spannende Aktualität. Das subjektive Erleben von Babies und Kleinkindern nimmt – hauptsächlich nach dem Entwicklungsmodell von Daniel Stern – ca. 40 Seiten des Buches ein. Soll/darf/muss doch in der Regression „das Kind im Patienten“ an die Oberfläche kommen?

Der Begriff der Regression in den verschiedenen tiefenpsychologischen Schulen, in den Körpertherapien (bei Reich, Grof, Dürckheim und anderen) findet auch in der humanistischen Psychologie Anwendung. Eine Doppelseite über den Regressionsbegriff in der Klientenzentrierten Psychotherapie hat mich als Klientenzentrierte Psychotherapeutin natürlich sehr gefreut.

Als Vorläufer der analytischen Körperpsychotherapie werden Sandor Ferenczi, Michael Balint, Winnicott und Groddeck mit ihren Regressionsbegriffen klar präsentiert: von der malignen und benignen Regression, von der Angstlust, von der Fähigkeit zu spielen, hören wir da wieder, auch von verschiedenen Umgangsformen mit der Regression. Nebenbei fallen auch mir wichtig erscheinende Sätze wie „Mit Worten allein können wir unser wahres Selbst – im Allgemeinen – viel besser verstecken als in der Handlung. Diese Behauptung ist vielleicht in dieser Form zu einseitig. Zwar stimmt es, dass die Wortsprache gut geeignet ist, durch mitgeteilte Inhalte vom dahinterliegenden Beziehungsgeschehen abzulenken, aber es gibt auch die umgekehrte Möglichkeit“ (S. 208).

Je näher wir dem Ende des Buches kommen, desto mehr bekommt die Stellungnahme des Autors Farbe, z. B. in den Kapiteln Regression bei modernen Vertretern analytischer Körpertherapien von Tilmann Moser bis Gisela Worm oder bei George Downing. Ganz spannend wird die Diskussion der beiden analytischen Positionen zum Menschenbild, wobei ich das Menschenbild von Carl Rogers sehr nahe der „nicht klassisch romantischen“ Position orte.

Das intersubjektive Feld hat nicht nur in der Säuglingsforschung, sondern auch in der Psychotherapie seinen festen Platz. Der Regression als interaktionellem Vorgang ist folgerichtig auch der Platz der „prima inter pares“ zugewiesen. Auch an Kritik Körpertherapien betreffend, die das Beziehungsgeschehen „außer acht lassen“, spart der Autor nicht.

Durch Peter Geißlers Arbeiten z. B. *Über den Körper zur Sexualität finden* oder *Psychoanalyse und Körper* wurde „dem Körper“ – jedenfalls in der österreichischen Psychoszene – ein wichtiger Platz zugewiesen, daher auch in diesem Fall „der körperlichen Regression“. Die Kontroverse Thea Bauriedl versus Tilmann Moser ist in ihrer Lebhaftigkeit ausgeführt: auch hier ist Peter Geißler wohlthuend Partei.

Der Autor sieht den Begriff der Regression als Legende im Sinne von „gewachsenem Fels“ innerhalb der hundertjährigen Geschichte der Psychoanalyse – und in diesem Sinne als Mythos. Geißler zeigt die verschiedenen Facetten, die verschiedenen Zerklüftungen dieses Felsens – auch die verschiedenen Zugänge zu diesem Gestein. Wir danken für ein Buch, das den state of the art zeigt.

Lore Korbei, Wien

Görlitz, G.

Körper und Gefühl in der Psychotherapie

Aufbauübungen (Leben lernen, Bd. 121). 315 S. Klett-Cotta, Stuttgart, 1998. Brosch. EUR (D) 27,50; sFr 48,80.

Erlebnisorientierte Basisübungen. 2. durchges. Aufl. (Leben lernen, Bd. 120). 277 S. Klett-Cotta, Stuttgart, 2001. Brosch. EUR (D) 25,-; sFr 44,60.

Die Autorin stellt in zwei Bänden erlebnisorientierte Übungen vor, welche zum Einsatz in diversen psychotherapeutischen Settings, aber auch im Rahmen von Aus- und Weiterbildung gedacht sind. Mittels körperbezogener Übungen wird eine verstärkte emotionale Beteiligung, als sie in den meisten Fällen durch „reden“ alleine erreichbar wäre, beabsichtigt.

Die Bücher stellen eine Sammlung langjähriger beruflicher Erfahrungen und Eindrücke als Psychotherapeutin dar. Beabsichtigt wird, eigene Ressourcen bei Problemen ebenso wie in der Alltagsbewältigung besser nützen zu können.

Inhalt. In zwei Bänden werden veränderungswirksame körper- und gefühlorientierte Übungen präsentiert. Im Basisbuch sind Übungen zu den Bereichen: Kontakt, Entspannung und Besinnung, zum Einsatz der Phantasie, zur Schulung der Körperwahrnehmung, der Gefühlswahrnehmung und des Gefühlsausdrucks gesammelt. Der Band zwei stellt Aufbauübungen vor, die sich mit den Themen Selbstsicherheit, Körperbewusstsein, Angstbewältigung, Familienanalyse und Lebensgeschichte beschäftigen.

Viele Übungen zeigen in besonderem Maße vorhandene Ähnlichkeiten zwischen verschiedenen Therapieschulen auf. Die Autorin schreibt, dass sie im Zuge ihrer Recherche nahezu identische Übungen in der Hypnotherapie, Gestalttherapie, Psychodrama, Bioenergetik, tiefenpsychologisch orientierter Körpertherapie und Verhaltenstherapie fand. Unterschiede gibt es vielfach nur in der Benennung. Dem allgemeinen Trend, den Körper und das emotionale Erleben stärker in den Mittelpunkt psychotherapeutischer Maßnahmen zu rücken, wird mit der vorliegenden Sammlung bedürfnisorientierter Rechnung getragen.

Die didaktische Aufbereitung erlaubt ein müheloses Hineintauchen in interessante Abschnitte. Es ist nicht gedacht die beiden Bände in einem Zug durchzulesen, sondern sie eher als eine Art Nachschlagewerk in greifbarer Nähe zu wissen. Sie könnten zum unverzichtbaren Einflüsterer werden, und nicht zuletzt die eigene therapeutische Kreativität anfeuern.

Hilfreich ist auch, dass Kernaussagen immer wieder einprägsam fett gedruckt werden: z. B. „Reden alleine genügt nicht in der Psychotherapie“ oder „Mehr Tun und Erleben als Denken und Reden“. Diese Sätze mögen banal klingen, was aber dahinter steht ist, dass subjektiv belastendes Erleben aus der Vergangenheit über den Körper zum Ausdruck gebracht werden soll. Dadurch wird ein heilsamer Zugang zu Einstellungen, Emotionen, psychophysiologischen Reaktionen, Lernmustern etc. ermöglicht.

Aufbau. Die beiden Bücher beginnen jeweils mit einem allgemeinen Einführungskapitel. Dieses beschreibt in Band eins grundlegende Überlegungen zum Thema Körper und Gefühl in der Psychotherapie und im zweiten Band erlebnisorientiertes Vorgehen in der Psychotherapie. Daran anschließend werden in leicht nachvollziehbarer Art und Weise praktische Übungen vorgestellt. Die Bücher schließen mit Informationen zur Planung und Durchführung bzw. Beendigung einer Therapie. Trotz der detaillierten Darstellung bedarf es, wie die Autorin in der Einleitung schreibt, jedoch eines gut ausgebildeten Psychotherapeuten, der/die verantwortungsvoll und gezielt vorgeht und die Übungen individuell, für die einzelnen Patienten/Klienten bewusst auswählt. Laut Görlitz seien die Übungen keinesfalls mit einem „schnellen esoterischen Heilversprechen“ zu verwechseln. Eingebaut in eine sorgfältig geplante und ausgeführte Psychotherapie können die dargestellten Beiträge dabei unterstützen, schrittweise Veränderungen zu erzielen.

Die Autorin betont, dass erlebnisorientiertes Vorgehen bedeutet, dass Patient und Therapeut immer wieder einmal „ihren Therapiesessel verlassen“ müssen, um die „Verbindung zwischen Kopf, Körper und Gefühlen“ herzustellen. Das kann damit beginnen, dass eine in einer bestimmten (belastenden) Situation eingenommene Körperhaltung wiedererinnert und nachgestellt wird, das kann aber auch die Förderung eines bestimmten emotionalen Ausdrucks sein. Der ganze Mensch, mit seinen Kognitionen, Emotionen, physiologischen Reaktionen und seinen Verhaltensweisen steht im Zentrum der Aufmerksamkeit. Hilfreiche Psychotherapie sollte an all diesen vier Erlebensebenen ansetzen.

Die Arbeitsanleitungen sind sehr detailliert und ermöglichen dem Nutzer einen raschen Überblick darüber, ob eine Übung für seine Zwecke geeignet ist oder nicht. Die stark schematisierte Darstellung von über 50 Einzelübungen wird manchen – vor allem

– Nicht-Verhaltenstherapeuten ungewohnt vorkommen. Kann diese Hürde genommen werden, erwarte ich reichen Nutzen für die praktische Tätigkeit.

Zusammenfassung. Insgesamt kann ich nur sagen, eine erstaunliche Leistung. Mit diesen beiden Bänden ist ein umfassendes und gleichzeitig sorgfältig erarbeitetes Nachschlagewerk auf den Markt gekommen, das seinesgleichen sucht. Das Verlangen vieles von dem Angeboten auszuprobieren wächst im Rezipienten (sofern nicht ohnehin schon praktiziert) von Seite zu Seite. Aufgrund der Bezugnahme der Autorin auf die Ähnlichkeiten zwischen den Therapieschulen gelingt es gut das Buch als schulenübergreifend zu verstehen, auch wenn es seinen Ursprung in der modernen, ganzheitlich orientierten Verhaltenstherapie nimmt. Das Werk ist außerordentlich gut geeignet jede Art von psychotherapeutischer Tätigkeit bis hin zu Selbsterfahrung um veränderungswirksames körperliches Erleben unter starker emotionaler Beiteiligung zu bereichern.

Ingeborg Pucher, Wien

Giernalczyk, T. (Hrsg.)

Supervision und Organisationsberatung

Institutionen bewahren durch Veränderung. 2 Tab., 13 Abb., 194 S. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, 2002. Brosch. EUR (D) 23,90; sFr 43,70.

In diesem Buch versucht der Herausgeber gemeinsam mit anderen AutorInnen einen bunten Strauß der Arbeitsfelder Supervision und Organisationsberatung anzubieten. Das Buch ist in drei Kapitel mit den Schwerpunkten Supervision, Organisationsentwicklung und Personalentwicklung gegliedert.

Im ersten Aufsatz – als eine Art Einleitung – gibt Giernalczyk einen kurzen Abriss der Geschichte der Supervision und der Organisationsentwicklung. Erstere entwickelte sich für die Arbeit in Non-Profit-Organisationen, am Begriff des Klienten orientiert, letztere als Organisationsberatung für Wirtschaftsunternehmen, Firmen und Verwaltungen, orientiert am Begriff Kunden. Als gemeinsame Perspektive erläutert der Autor einerseits die gruppensystemische anhand der Leitidee, Probleme nicht mit persönlichen Schwierigkeiten der Gruppenmitglieder zu erklären, sondern eher danach zu fragen, welches Gruppenphänomen der einzelne mit seiner Verhaltensweise ausdrückt. Andererseits nennt er die systemische Perspektive sowie aus der Psychoanalyse das Konzept der Gegenübertragung. Interessant ist auch die Idee, systemische und psychoanalytische Ideen zu verknüpfen, was er anhand des Konzeptes der Primäraufgabe darstellt. Dem Herausgeber geht es darum, Unterschiede und Ähnlichkeiten zwischen Supervision,

Organisationsberatung und Personalentwicklung deutlich zu machen.

Wolfgang Schimdbauer widmet sich dem Erstkontakt, der „Magie der Initialszenen“ (S. 21), von Supervision und Beratung. Anhand von Fallbeispielen zeigt er die Unterschiede in der psychoanalytischen Arbeit mit Institutionen von der mit Individuen auf. Er weist auf die Gefahr hin, dass der Berater in die Rolle des Sündenbocks gerät. Hier zeigen sich Parallelen zur Arbeit von Selvini-Palazzoli u.a. (1988), die sich aus systemischem Blickwinkel der Frage nähert.

Harald Pühl zeigt unter dem Titel „Team-Supervision ist immer spannend“ zwei Spannungsverhältnisse auf: das zwischen Team, Leitung und Arbeitsverhältnis, und das zwischen Fachberatung, Selbstreflexion und Klientenarbeit. Dabei plädiert er für größtmögliche Transparenz in der Supervision und spricht sich gegen eine Schweigepflicht, die über die persönliche Dinge hinausgeht, aus. Er positioniert Supervision als berufsbezogene und berufsbegleitende Fortbildung, die Selbstreflexion und fachliche Beratung mit einschließt.

Heidi Möller versucht in ihrer Untersuchung, Merkmale „guter Supervisionspraxis“ im stationären Setting heraus zu arbeiten. Je drei Teamsupervisionsitzungen in Kliniken in einem Umfang von 90 Minuten bis zu drei Stunden wurden aufgezeichnet, transkribiert und in Hinblick auf die Dimensionen Verlauf, Arbeitsbündnis, Interventionsstrategien und Gruppendynamik szenisch-psychoanalytisch ausgewertet. Möller sieht den Supervisor als Sozialwissenschaftler, die Supervision als eigene Profession. Auf der Basis einer integrativen Sichtweise beleuchtet sie die Fragen der Feldkompetenz, der Abstinenz, der Übertragung, des Widerstandes, der Ressourcenorientierung sowie der Team- und Personalentwicklung in der Supervision.

Unter dem Schwerpunkt Organisationsentwicklung stellen Thomas Giernalczyk und Ross A. Lazar ihr systemisch-psychoanalytisches Handwerkzeug als Supervisoren und Berater vor. Es beruht auf dem Tavistock-Modell. Zentral ist dabei der Begriff der „primären Aufgabe“: Diese bestimmt, welcher Input aus der Umwelt aufgenommen und welcher Output der Umwelt zurückgegeben wird. Dieses Konzept verbindet die hauptsächlichen Ziele mit den hauptsächlichen Praktiken eines Systems. Begriffe wie Rolle und (offenes) System werden erläutert, ebenso Bions Container-Contained-Modell und die Rolle und Aufgabe des Supervisors in diesem Modell. Sechs wesentliche Elemente einer Teamsupervision und Organisationsberatung, die auf ein psychoanalytisch-systemisches Verständnis fußt, führen die Autoren an.

Isabella Deuerlein beschäftigt sich mit dem Berater in der Organisationsberatung und -entwicklung, dessen Rolle und zentralen Aufgaben sowie dessen Qualifikation – auch aus dem Blickwinkel der historischen

Entwicklung in den letzten Jahren. Anhand eines Fallbeispiels zeigt sie auf, wie Prozesse, die in der Organisation ablaufen, sich im Beratungsteam „spiegeln“. Sie sieht die psychodynamische Organisationsberatung nicht als Gegensatz zur klassischen Organisationsentwicklung, sondern als sich ergänzende Ansätze, die jeweils bestimmte Gefahren in sich bergen.

Thomas Eisenreich widmet sich Fragen der Steuerung und Führung im Unternehmensmanagement. Dazu stellt er ausführlich die Balance Scorecard vor, anhand der Metapher eines Cockpits im Flugzeug. Ausgangspunkt bei der Erstellung einer Balanced Scorecard ist die Vision eines Unternehmens, was in der Metapher dem Zielflughafen entspricht. Struktur, Einsatzfelder und mögliche Fehler werden genau beschrieben.

Axel Buschalla und Thomas Giernalczyk stellen im nächsten Aufsatz dar, wie die Zukunftskonferenz als eine Methode der Unternehmensberatung zu verwenden ist. Sie entwickelten für bestimmte Situationen eine modifizierte Form, die sie Future Modeling nennen. Anhand eines Praxisbeispiels erläutern sie die Grundprinzipien dieses Modells, das aus 6 Arbeitsschritten besteht. Die genaue Schilderung der Vorgehensweise lädt zu einem eigenen Versuch der Anwendung ein.

Brigitte Zeier stellt im nächsten Beitrag die Entwicklung der betrieblichen Sozialarbeit im Siemens-Konzern zwischen 1993 und 1998 dar. Es ist dies ein interessantes Beispiel aus dem Berateralltag aus der Innensicht eines Konzerns.

Ähnliches kann von Ursel Königs Beitrag gesagt werden. Dieser fußt auf der Theorie von Peter Senge, dargestellt in seinem Buch „die fünfte Disziplin“, als Disziplin der lernenden Organisation. Die Autorin ist interne Beraterin im Bereich Gesundheitswesen. Die Ausgangslage in bundesdeutschen Kliniken und zwei konkrete Wege der Veränderung werden beschrieben sowie Entwicklungswege werden aufgezeigt.

Peter C. Zimmermann stellt ein Konzept für Notfall- und Krisenmanagement für Betriebe sowohl hinsichtlich rechtlicher Grundlagen als auch anhand eines konkreten Beispiels eines Beratungsprojekts (international tätiges Chemieunternehmen) dar.

Unter dem Kapitel „Schwerpunkt Personalentwicklung“ erläutert Thomas Schneider sein lösungsorientiertes Trainingskonzept für pädagogische Mitarbeiter und Ausbilder in Einrichtungen der Jugendhilfe. Es geht um ein zweijähriges Modellprojekt des Caritasverbandes der Diözese Bamberg zum Qualitätsmanagement, entstanden 1994, das genau und gut nachvollziehbar beschrieben wird.

Den letzten Beitrag des Buches widmet Karl Kubowitsch dem Thema „Coaching“ als Selbstmanagement-Optimierung. Er beginnt mit einer Begriffsklärung und Abgrenzung zur Psychotherapie und stellt dann Formen von Coaching-Maßnahmen dar. Er fragt, ob

es eines Coaching-Modells bedarf und bietet das „7-Phasen-Coaching-Modell“ an, das auf das Selbstmanagement-Konzept von Kanfer et al. basiert. Anhand eines Fallbeispiels wird die Umsetzung in die Praxis verdeutlicht.

Die Beiträge in diesem Buch sind sehr unterschiedlich, sowohl hinsichtlich der theoretischen Ausrichtung als auch der praktischen Umsetzbarkeit. Einige bieten konkrete Ideen, die ohne weitere Lektüre oder Studien in die eigene supervisorische und beraterische Arbeit übertragen werden können, andere erlauben einen Blick in unvertraute Vorgehensweisen, die weiterer Schulung bedürfen. Manchen Beiträgen hätte ich mehr Länge gewünscht, damit einerseits die theoretischen Hintergründe noch differenzierter darstellbar sind, z.B. die Verknüpfung systemischer mit psychoanalytischen Theorien, andererseits bei den Praxisbeispielen die Nachvollziehbarkeit besser gegeben wäre.

Literatur

- Selvini-Palazzoli M et al (1988) Hinter den Kulissen der Organisationen. Klett-Cotta, Stuttgart
 Senge P (1996) Die fünfte Disziplin. Stuttgart
 Kanfer FH, Reinecker H, Schmelzer D (1991) Selbstmanagement-Therapie. Springer, Berlin Heidelberg New York Tokyo

M. Brigitta Beggella, Salzburg

Bartosch, E., et al.

Wunden der Seele – Chancen der Heilung

Die Tagung der Europäischen Föderation: Psychoanalytische Selbstpsychologie Wien 1998. 170 S. Neue Psychoanalyse, Wien, 1999. Brosch. EUR 20,-; sFr 27,-.

Beim vorliegenden Sammelband, in dem insgesamt 11 Autoren zu Wort kommen, handelt es sich um eine Niederschrift von Vorträgen der ersten Tagung der „Europäischen Föderation Psychoanalytische Selbstpsychologie“ und damit um eine erste „Bestandsaufnahme“, wie es der Herausgeber nennt. Wie ich noch zu zeigen versuche, geht es über eine solche Bestandsaufnahme aber weit hinaus.

Die Lektüre dieses Sammelbandes hat mich, aus dem Blickwinkel eines psychoanalytisch orientierten Körperpsychotherapeuten an diese Zusammenstellung herangehend, sehr inspiriert, zumal ich im selbstpsychologischen Verstehen und Herangehen an therapeutische Fragestellungen, aber auch im Hinblick auf die humanistische Grundeinstellung viele Überschneidungen und gemeinsame Sichtweisen erkennen kann. Im Rahmen dieser Buchbesprechung konzentriere ich mich daher auf einige, aus meiner

individuellen Perspektive besonders bedeutsam erscheinende Beiträge, hebe aber gleich an dieser Stelle hervor, dass das vorliegende Buch einen sehr guten und auch sehr gut lesbaren Überblick über die Selbstpsychologie gibt, sowohl für Psychoanalytiker anderer Provenienz (von denen sich eine wachsende Zahl für den „Körper“ und die Handlung interessiert – Stichwort: Enactment), als auch für Psychotherapeuten anderer Schulenzugehörigkeit.

Psychoanalytische Selbstpsychologie versteht sich, wie der Herausgeber in seinem ersten eigenen Beitrag darstellt, als neue Psychoanalyse. Psychoanalyse ist sie insofern, als sie sich zu drei psychoanalytischen Essentials bekennt: 1. der Annahme unbewusster seelischer Prozesse, 2. der Arbeit mit Übertragung und Widerstand, 3. dem therapeutischen Anliegen einer strukturellen Veränderung mit dem Ziel, dass der Patient in die Lage kommt, sich selbst (und seine Umwelt) anders zu erleben und dadurch Probleme besser zu bewältigen. Neu sind aber die Schwerpunkte, die in ihr gesetzt werden.

So ist Empathie *die* konstituierende Haltung des Analytikers. „Empathie bedeutet, mit dem Wissen um die Entwicklungsbedingungen des menschlichen Selbst, den Patienten in seinem spezifischen Bedürfnis zu verstehen, sich in dieses einzufühlen, ohne den eigenen Standpunkt zu verlassen und darauf hin dem Bedürfnis des Patienten entsprechend zu antworten“ (S. 8). Neu ist ein Verständnis des Widerstandes, das nicht als Zeichen angeborener Aggression, sondern als Zeichen einer Angst vor der Wiederholung schon erlebter Verletzungen und Enttäuschungen gesehen wird. Neu ist ein klares Bekenntnis zu einer Psychoanalyse als Geisteswissenschaft, sowie das Eingeständnis, dass es eine objektive Beobachtung nicht geben kann, wodurch sich der Standpunkt des Beobachters verändert: er versucht den Patienten aus seinem inneren Erleben heraus zu verstehen. All dies hat eine Änderung im analytischen Klima zur Folge: der Analytiker wird mehr zum Begleiter und der Patient mehr zum Fachmann, der selbst zu entscheiden hat was für ihn richtig oder falsch ist – eine ausgesprochen „humanistische“ Einstellung.

Zentraler theoretischer Baustein sind die Selbstobjektbedürfnisse: „Die Selbstobjektbedürfnisse sind es, die den Kern der Persönlichkeit, das Selbst konstituieren, sofern sie entsprechend beantwortet werden“ (S.11). Interessanterweise beziehen sich die Selbstpsychologen, wie auch wir analytische Körperpsychotherapeuten, von ihren Wurzeln her auf frühe Objektbeziehungstheoretiker, allen voran Ferenczi. So stellt Jaenicke in seinem Beitrag über die „Evolution der Bezogenheit“ fest, dass sich die Psychoanalyse bereits seit den frühen 30er Jahren in einem langsamen Paradigmenwechsel befindet, mit einem Schwerpunktwechsel im psychoanalytischen Menschenbild: dem Fokus menschlichen Strebens nicht mehr auf Triebbefriedigung, sondern auf den Wunsch nach

Bezogenheit. Ferenczi ging es demnach nicht mehr zentral darum, dass Unbewusstes bewusst wird und dass eine Ich-Erweiterung stattfindet, sondern um die emotionale Qualität psychoanalytischer Bindung, die heilend wirkt. Andere Autoren, wie Strachey, Suttie und Fairbairn haben früh die Wichtigkeit einer positiven Bindung hervorgehoben. Balint hat sich hinsichtlich eines positiveren Verständnisses von Regression im Vergleich zu Freud, für den Regression eher ein Umweg als ein Königsweg war, verdient gemacht. „Psychisches Wachstum erfolgt aufgrund der Internalisierung von Beziehungsinteraktionen zwischen Selbst und den anderen“ (S. 19). Der wichtigste Beitrag aus der Sicht Jaenicke ist aber jener von Winnicott: die Regression in der Psychoanalyse im Rahmen eines „holding environment“ erlaube dem Patienten, sich von der falschen Selbstorganisation zu befreien und ermögliche dem Patienten die Neuentdeckung eines getrennten, von omnipotenten Bedürfnissen befreiten, aber verfügbaren Objekts. Querverbindungen zur Bindungsforschung, aber auch zur empirischen Säuglingsforschung deuten sich hier früh, wie auch hervorzuheben ist, dass prominente Säuglingsforscher wie Lichtenberg und Stern nicht zufällig dem selbstpsychologischen „Lager“ nahe stehen. Selbstpsychologische Psychoanalyse ist in diesem Sinn eine zweite Entwicklungschance, und es wird der Paradigmenwechsel klar sichtbar: von einer letztlich frustrations-theoretisch begründeten Haltung der Abstinenz zur Einstellung, sich dem Patienten zur Verfügung zu stellen. Diese neue, entwicklungsfördernde Haltung des Therapeuten steht „in scharfem Kontrast zum traditionellen psychoanalytischen Modell, das den Gegensatz zwischen dem triebmotivierten Säugling und einer Erwachsenenwelt, die versucht, ihn zu bändigen und zu sozialisieren, hervorhebt“ (S. 20). So gesehen ist die Selbstpsychologie eine „systematisch entwickelte Objektbeziehungstheorie, die der Selbstobjektfunktion des Objekts eine zentrale Bedeutung für die psychisch gesunde Entwicklung und Pathologie des Selbst zuschreibt“ (S. 21).

Bemerkenswert fand ich den Beitrag von J. Bilger-Umland „Es ist etwas in Ihrer Stimme – die Aufarbeitung traumatischer Erfahrungen anhand von Modellszenen: Eine Behandlungsgeschichte“, weil in ihm das auch für ein analytisch-körperpsychotherapeutisches Vorgehen so bedeutsame interaktionelle Verständnis von Übertragung, sowie die Wichtigkeit der Realbeziehung und die Offenheit des Psychotherapeuten gegenüber eignen auch „unerwünschten“ Gegenübertragungsreaktionen so gut erkennbar wird. Die Autorin gründet ihr Verständnis einer „psychoanalytischen Haltung“ auf N. Treurniet, der folgende Kriterien nennt: 1. eine nicht intrusive, bestätigende Haltung; 2. die spontane Bereitschaft des Analytikers, sich immer wieder von sich selbst täuschen zu lassen; 3. das Oszillieren zwi-

schen Agieren und Introspektion; 4. das Paradoxon, dass die Bereitschaft zum Gegenübertragungsenactment vorhanden sein muss, und dass es gleichzeitig unangenehm, unfreiwillig und unbeabsichtigt geschehen muss; 5. die Inkorporation des Nicht-Idealen in das Gewissen des Analytikers. Vor allem in den Punkten 3. und 4. entdeckte ich klare Überschneidungen zu einem Verständnis analytischer Körperpsychotherapie, in dem genau dieses Oszillieren zwischen Sich-handelnd-Einlassen und einer (oft mit dem Patienten gemeinsam durchgeführten) Reflexion der gemeinsam hergestellten oder gemeinsam zugelassenen Szenen sowie das Sich-Einlassen als ganze Person entscheidende Voraussetzung ist, die für den Patienten bedeutsamen Szenen in der ihnen angemessenen affektiven Verdichtung durchzuarbeiten zu können. Das Verstehen bildet sich daher zugleich auf einer verbal-symbolischer, aber ebenso nichtsprachlich-„präsen-tischen“ Ebene heraus, wobei letztere keinerlei Verbalisierung bedarf, im Gegenteil, Worte würden hier stören (wenn es z. B. um ein Moment intensiven Augenkontakts geht). Dieses partielle „Sich-Einlassen“, ja „Sich-Verstricken“-Lassen, begleitet von einem Akzeptieren der dadurch ausgelösten Ängste und Unsicherheiten als Therapeut gründet sich einerseits auf ein klares Funktionsverständnis, sowie auf eine gelassene Grundeinstellung, wieder in die Rolle des beobachtenden, außenstehenden Dritten zurückzufinden. Es wirkt auf diese Weise m. E. ebenso implizit modellbildend für den Patienten, der sich nun auch in authentischer Weise engagieren lernt, sowohl dem Therapeuten gegenüber als auch im Alltagserleben. Die Kollegin schildert in ihrem Beispiel in für mich vorbildlicher Weise ihre eigenen Umwege, Irrwege und auch „Fehler“, die aber in letzter Konsequenz zu einer sehr fruchtbaren und auch erfolgreichen Arbeit führten. Des weiteren finde ich diesen Beitrag auch deswegen interessant, weil darin sehr schön zum Ausdruck kommt, wie sich eine frühe Traumatisierung (eine Verbrüfung am Oberschenkel im Alter von zwei Jahren mit nachfolgender Spitalsbehandlung) innerhalb einer Beziehungsdynamik reinszenieren und aufarbeiten lassen kann (dies im Kontrast zu durchaus ebenso vorstellbaren nicht-analytischen traumatherapeutischen Zugangsweisen), wie sich frühe Vorformen der Traumatisierung durch bestimmte körperliche Symptome in der therapeutischen Beziehung ankündigen, und vor allem, welche nonverbalen Elemente auf Seiten der Therapeutin (spezifische Vitalitätskonturen z. B. im stimmlichen Ausdruck, oder aber auch in Gesten, Körperhaltungen, Mikroimpulsen in unterschiedlichen Körperregionen usw.) dabei als Trigger wirksam sein können, um in das traumatische Geschehen, das auch immer ein Beziehungstrauma ist, hineinzugeraten (in diesem Beispiel war es eine spezielle staccatohafte oder explosive Qualität in der Stimme der Therapeutin). In der beschriebenen Handlung

schildert die Kollegin mit großer Offenheit ein Gegenübertragungsgagieren über den therapeutischen Rahmen (sie schrieb auf eine Rechnung entgegen sonstiger Gepflogenheit den Zusatz „bitte überweisen“ und drückte auf diese Weise ihren in dieser Therapiephase angestauten Ärger aus), und war mutig genug, dem Patienten gegenüber diesen Ärger, den er sofort gemerkt und sie in der nächsten Stunde darauf angesprochen hatte, zu bestätigen, damit seine Wahrnehmung zu validieren. Abgesehen davon, dass ein Gegenübertragungsgagieren über den therapeutischen Rahmen wahrscheinlich recht verbreitet ist, auch wenn man darüber wenig lesen kann, wird hier ein Umgang mit der Gegenübertragung aufgezeigt, der im Sinne eines interaktionellen Übertragungsverständnisses realen Beziehungselementen großes Gewicht gibt, und auch die Rolle des Therapeuten als *realer Interaktionspartner* heraushebt. Auf diesem Fundament einer realen Beziehung, innerhalb derer der Therapeut sich mit seiner Persönlichkeit, wie sie eben ist, relativ frei einlassen kann, sind dennoch, wie dieses Beispiel zeigt, die Übertragungsanteile und projektiven Verzerrungen auf Seiten des Patienten, entgegen häufig vorgebrachten Einwänden, ausreichend herausarbeitbar.

Auch Frischenschlager bringt die angeklungenen Aspekte auf den Punkt, wenn er in seinem Beitrag „Wege zur Symbolisierung“ das Verhältnis von Beziehung und Technik (und ich würde hinzufügen wollen: auch Theorie!) untersucht. Letztlich sind Theorie und Technik immer auch Hilfestellungen für den Therapeuten in seinem verstehbaren Bemühen, sich in einem sehr komplexen Prozess der Interaktion zu orientieren. Aus einer beziehungsorientierten Sicht heraus kommt Frischenschlager jedoch zur entscheidenden Folgerung, dass es durchaus möglich ist, von einer „symbolischen Ebene der therapeutischen Beziehung“ (die er mit „Technik“ in Verbindung) bringt abzuweichen und in präsymbolische Bereiche der wechselseitigen Regulation auf Verhaltensebene vorzudringen – eine, wie ich meine, weichenstellende Aussage, die körpertherapeutischen und handlungsbezogenen Zugängen auch seitens des Therapeuten Tür und Tor öffnet, und dies nicht nur „technisch“, sondern auch auf der Grundlage innerer Bilder und eines auf frühen Körperprozessen gegründeten Beziehungsverstehens. Im Zusammenhang mit diesen Überlegungen stellt sich auch Frischenschlager, der sich in seinen Überlegungen u. a. auch auf die Säuglings- und Kleinkindforschung und auch auf Piaget bezieht, die Frage nach der Bedeutung der Realerfahrung innerhalb eines psychoanalytischen Prozesses, wie auch andere Autoren in diesem Buchband. „Das Selbstobjekt ist zwar von Kohut als intrapsychische Funktion konzipiert, muss jedoch de facto von einer Person *verkörpert werden* (Hervorheb. P. G.), um in den Bereich der Selbstregulation hineingenommen werden zu können ... Das bedeutet, dass wir damit

bereits tiefer in den Bereich affektiver Bezo-genheit oder sogar *interaktiver Bezo-genheit* (Hervorheb. P. G.) eindringen. Dort, wo also Realbeziehung gegenüber dem symbolischen Diskurs (gemeint ist die verbale Sprache, P. G.) in den Vordergrund tritt, würde ich ... die korrigierende emotionale Erfahrung ansiedeln“ (S. 91 f).

Das Trauma steht thematisch auch im Mittelpunkt des Beitrags von Dioszeghy-Krauß: „Der Einfluß real-traumatisierender Beziehungserfahrungen auf die Entwicklung des Selbst“. Unter Rückgriff auf die Bindungs- und Säuglingsforschung untersucht die Autorin die Folgen früher Traumatisierung hinsichtlich der Selbstentwicklung. Im Bereich der Kern-Selbst-Entwicklung hebt sie nicht-symbiotische Gemeinschaftserlebnisse hervor und stellt fest: „Unter der Bedingung traumatisierender Beziehungserfahrungen kommt es ... an dieser Stelle zu einer Fragmentierung des Selbst“ (S. 103). Hass-erfüllt und verzweifelt sagt ein solches Kind sich von der frühen, traumatisierenden Bezugsperson los, bricht die Brücken zu ihr ab. Die für die weitere Entwicklung so wichtigen Gemeinsamkeitsgefühle verkümmern folglich. Als therapeutischen Zugang zeigt die Autorin ein interessantes multimodales Mehrphasenkonzept auf, das psychoanalytisch orientierter Einzelsitzungen mit primärtherapeutisch-regressionsfördernder Gruppentherapie integriert (eine von P. Kutter beschriebene und auf S. Damm zurückgehende Therapiemethode). Die diesem therapeutischen Ansatz innewohnenden Besonderheiten im Umgang mit der Übertragung (z. B. Aufspaltung der Übertragung) und die Konsequenzen dieser Therapie im Hinblick auf eine positive Entwicklung des Selbst werden angesprochen und um eine Fallvignette ergänzt. Insgesamt stellt dieser Bericht eine schöne Zusammenschau dar, wie ein körperlich-interaktioneller Ansatz aus dem Blickwinkel psychoanalytischer Selbstpsychologie zu verstehen ist. Der Weg, die Selbstpsychologie in Richtung eines körpertherapeutischen Vorgehens zu öffnen, wird hier vorgezeichnet.

Der Sammelband schließt mit einem eigenständigen theoretischen Beitrag des Herausgebers zur „Reparationsfunktion des Selbstobjektes“. Fazit: dieses Buch ist nicht nur eine „Bestandsaufnahme“ selbstpsychologischen Denkens und Arbeitens, sondern auch einem Meilenstein im noch zu vertiefenden Diskurs zwischen Selbstpsychologie und psychoanalytisch orientierter Körperpsychotherapie.

Übrigens: von 9. bis 12. Mai 2002 findet wieder eine Tagung der „European Federation of Psychoanalytic Selfpsychology“ (EFPS) in Wien (Hotel Modul) statt: für am Diskurs zwischen offener Psychoanalyse und analytischer Körperpsychotherapie interessierte Kolleginnen und Kollegen ein Pflichttermin! (Infos unter www.selbstpsychologie.at)

Peter Geibler, Neu-Oberhausen bei Wien

Peters, B.

Psychotherapie auf dem Prüfstand

Über Sitten und Gebräuche in helfenden Berufen. VII, 156 S. Asanger, Heidelberg, 2001. Geb. EUR (D) 25,-; sFr 48,-.

Ein neues Buch über Psychotherapie – folglich ein weiterer Beitrag zum Dauer-Modethema „Neue Wege in der Psychotherapie“? Die Antwort lautet: Ja und Nein! Ja, denn Bruno Peters nutzt jede einzelne Seite und alle schriftstellerischen Mittel, um uns „Helfern, Therapeuten, Erziehern und anderen Gutmenschen“ neue Sicht- und Herangehensweisen an das „Geschäft des Heilens“ nahezubringen. Nein, denn im Gegensatz zu den meisten anderen modernen Publikationen zum Thema fokussiert Peters nicht die KlientInnen mit ihren spezifischen Symptomaten, die neue spezialisierte Hilfsangebote erfordern, sondern richtet sein Augenmerk in erster Linie auf die Wege der TherapeutInnen selbst, die – zu seinem großen Bedauern – „sehr darauf [achten], in den heiligen Hallen ihres Theoriegebäudes umherzuwandeln, ... in denen der heilige Atem der Methode weht und alle Umherwandelnden dieselbe Sprache sprechen“ (S. 7).

Nachdem Peters derart gleich zu Beginn die orthodoxen VertreterInnen aller Therapieschulen vom Thron gestoßen hat, proklamiert er im Folgenden eine Art „therapeutischen Narrentums“, dessen Grundsäulen er auf äußerst anschauliche Art und Weise mit zahlreichen Fallbeispielen, Geschichten sowie anregenden Bezügen zur Theaterwissenschaft (Peters ist „im zweiten Leben“ Schauspieler!) illustriert. Neu sind dabei weniger diese Grundsäulen selbst, denn mit Begriffen wie „Ressourcenorientierung“, „Humor“ oder „Respektlosigkeit gegenüber traditionellen therapeutischen Methoden“ dürften mittlerweile alle PsychotherapeutInnen vertraut sein. Neu ist vielmehr die Selbstverständlichkeit und die Radikalität, mit der Peters die Nutzung der individuellen Ressourcen der TherapeutInnen (Kreativität, Humor, eigene Gefühle, Bilder, erste Eindrücke etc.) als Mittel der Befreiung von den so weitverbreiteten Mechanismen der „therapeutischen Selbstbehinderung“ und der „erlernten Inkompetenz“ propagiert.

Trotz des Fehlens einer erkennbaren Systematik schafft es Peters, Schlagwörtern wie „Salutogenese“, „therapeutisches Theater“ oder „Humor und kreative Lösungen in der Therapie“ frisches Leben einzuhauchen. Besonders interessant sind dabei seine Überlegungen zum therapeutischen Hang zur Problemfixierung und wie dieser zugunsten einer Ressourcen- und Lösungsorientierung überwunden werden kann – wobei Peters aber keineswegs an schnellen, oberflächlichen Lösungen interessiert ist! Erfreulich ist auch seine Entscheidung, im Anhang einen Vortrag von Dr. Wolfgang Neumann abzu-